

## Feministische Kritik im Widerstreit<sup>1</sup>

In der Veranstaltungsreihe im Forum Akazie 3 geht es in diesem Jahr um das Leitthema „Kontroversen“. Ich möchte dieses Leitthema aufgreifen und auf die gegenwärtige Situation feministischer Kritik beziehen. Grundsätzlich ist das in zwei Perspektiven möglich, die miteinander zusammenhängen: einmal die Kontroversen *um* Feminismus, zum anderen die Kontroversen *im* Feminismus.

Kontroversen *um* Feminismus gibt es reichlich, und es hat sie immer gegeben. Es gab sie als „Querelles des Femmes“ auch schon lange vor der Zeit, in der das F-Wort 1895 in einer Buchbesprechung in der Zeitschrift *Athenäum* zum ersten Mal auftauchte, um eine Frau zu beschreiben, die um ihre Unabhängigkeit ringt.

Das Beunruhigende, ja Verstörende, das der Problematisierung von Geschlechterverhältnissen und Geschlechterdifferenzierungen innewohnt, ruft anscheinend mehr als andere Formen der Gesellschaftskritik Widerstand hervor. In zeitspezifischen Ausprägungen mischen sich polemische Formen der Abwehr mit Impulsen der aggressiven Beschwichtigung und des Herunterspielens der Probleme, auf die feministische Kritik sich richtet.

Zum Repertoire der Beschwichtigungsformeln gehören pauschale Behauptungen vom *Veralten* des Feminismus und von der sinkenden gesellschaftlichen Bedeutung seiner zentralen Analysekategorie „Geschlecht“. Im merkwürdigen Kontrast zu Diagnosen des Überholtseins des Feminismus und der Irrelevanz von Geschlecht steht das gegenwärtig zunehmende Feminismus- oder Gender-Bashing in Journalen, Zeitschriften und Internet-Foren. Beobachter\_innen der

---

<sup>1</sup> Der Vortrag greift auf Ausführungen zur Frage „Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?“ für das Jubiläumsheft der Feministischen Studien (31. Jg. Nr. 1, Mai 2013, *Was wollen sie noch?*) zurück.

Szene sehen Anzeichen dafür, dass sich Kräfte formieren, die im Feminismus oder „Genderismus“ gefährliche Ideologien und Steuerungsformen sehen, die darauf aus sind, die Freiheit von Sprechen und Handeln einzuschränken.

Sabine Hark und Paula Villa sprechen in einem Vorschlag zur Einrichtung einer ad-hoc Gruppe auf dem Soziologie-Kongress 2014 vom um sich greifenden „diskursiven Phantasma“ eines „Tugendterrors“ (Sarrazin) oder der Zensuren einer „Political „Correctness“, die sich mit „staatlich verordneten Umerziehungserziehungsprogrammen“ verbinde.

Auf dem Hintergrund dieser Tendenzen ist das Phänomen bemerkenswert, mit dem sich mein Vortrag befassen will: der Mangel an artikuliertem Widerstreit *im* Feminismus, besonders im Feld feministischer Theoriebildung.

Wenn man daran denkt, welche große Bedeutung Grundsatz- und Grundlagendebatten bis zur Jahrtausendwende hatten und wenn man, wie ich, gerade in dem debattenförmigen Verlauf kollektiver Lern- und wechselseitiger Abarbeitungsprozesse ein Zeichen der Produktivität und Vitalität des Feminismus als „heiße epistemische Kultur“ sieht, dann ist das Aussetzen des Widerstreits besorgniserregend.

Nun könnte man darüber spekulieren, dass die Nichtartikulation von Dissens eine Art präventive Reaktion auf sich formierende Gegenkräfte sein könnte: eine Zurückhaltung oder ein Schulterschluss gegen eine Bedrohung „von außen“, angesichts derer vorhandene Differenzen „nach innen“ an Gewicht verlieren.

Ich vermute aber andere Gründe hinter dem *status quo* einer „Nicht-Kontroverse“, wie das Helga Nowotny in den 70er Jahren in einem Aufsatz über „Controversies in Science“ genannt hat. Diese Gründe hängen mit der

Erfolgsseite dessen zusammen, was Barbara Holland-Cunz das „erfolgreiche Scheitern“ feministischer Kritik genannt hat.

Eine „Nicht-Kontroverse“ ist dadurch gekennzeichnet, dass auf *vorhandene* Differenzen indifferent, das heißt mit Gleichgültigkeit reagiert wird: „*the difference does not matter*“, schreibt Helga Nowotny 1975, sie wird nicht aktiviert. Dabei ist es die *Performanz* von Differenz, die den Konstitutionsprozeß einer Kontroverse ausmacht.

Angesichts der *aporetischen* Grundstruktur des feministischen Projekts ist die gegenwärtige Lage erklärungsbedürftig. Unter aporetischer Grundstruktur verstehe ich gleichzeitige *Unverzichtbarkeit* und *Unmöglichkeit oder Schwierigkeit* des Bezugs auf ein „Wir“. *Unverzichtbar* ist die regulative Idee geteilter Interessen angesichts der – auch weltweit verbreiteten - Formen von Herrschaft im Geschlechterverhältnis, *unmöglich* ist es aber, diese in der Konkrektion ohne Brechungen aufrechtzuerhalten. Wenn Gayle Rubin in den 1970er Jahren von der unendlichen Monotonie und der gleichzeitig endlosen Variabilität von Herrschaft im Geschlechterverhältnis spricht, dann spielt das auf diese Problematik an, die heute in der Diskussion um Ungleichheit und Differenz unter Frauen theoretisch genauer zu fassen versucht wird.

Die kollektive Referenz auf ein „Wir“ (seien das nun „Frauen“ oder „Feministinnen“ oder „Genders“) treibt das zur Geltung-bringen dieser Monotonie und Variabilität, dieser Problematik von Ungleichheit und Differenz innerhalb eines „Wir“ systematisch hervor. Diese Dialektik muß reflektiert und ausgetragen werden, um den politischen Rahmen der *imagined community* überhaupt halten zu können. Und diese Struktur ist es, die in der Geschichte des Feminismus immer wieder das Feld organisierende Debatten angestachelt hat.

Aber was ist heute los im Feminismus, insbesondere in der feministischen Theorie, die ja von Anfang an ein wesentlicher Generierungs- und Austragungsort solcher Kontroversen war? Gibt es keine Anlässe zur Kontroverse, weil sich im Inneren so viel an unterschiedlich formatierten Differenzen artikuliert, dass sich die *Kontur* einer *Kontroverse* nicht herausbilden kann, oder gibt es *Angst* vor Kontroversen, weil der Rahmen insgesamt fragiler und diffuser geworden ist als zu den Zeiten, als Kontroversen noch als „Schwesternstreit“ gefasst wurden, obwohl auch damals schon bekannt war: „*Sisterhood is powerful – it can kill you*“?

Wie paßt die *Abwesenheit* von feldstrukturierenden Kontroversen zu aktuellen Geschichtserzählungen über den Feminismus? Einer Geschichtserzählung, die ihn in unterschiedlichen Varianten, als Entwicklung vom universalistischen, essentialistischen, differenzvergessenen *Frauenemanzipationsprojekt* hin zu zwei miteinander tendenziell unverträglichen Strömungen beschreibt: einer durch gleichstellungspolitische Intentionen gerahmten, wissenschaftlich weitgehend normalisierten Form der Produktion von *Gender- und Diversity-Expertise* auf der einen und einem geradezu differenzversessenen queer- und post-feministischen, post-strukturalistischen Kritiktypus auf der anderen Seite, der in seiner emphatischen Mischung aus Identitätspolitik und Dekonstruktion die überkommenen Fundierungen von Kritik verschoben habe, inklusive der Möglichkeit überhaupt noch von und über „Frauen“ und „Männer“ zu sprechen.

Ist das nicht geradezu eine Einladung zur Kontroverse? Warum findet sie nicht statt – oder findet sie statt aber nicht da, wo ich gesucht habe: also im feministischen *Theoriediskurs*? Wie sähe oder sieht heute überhaupt die *Öffentlichkeit* aus, in der eine solche Kontroverse geführt werden könnte?

Ich habe dazu ein paar Thesen, aber doch deutlich mehr Fragen als Antworten.

Verbirgt sich hinter der nicht-kontroversen, indifferenten Differenzierung die Haltung eines reflektierten Pluralismus, einer „Vielheitsfähigkeit“ die sich wohltuend abhebt von den mit harten Bandagen geführten Auseinandersetzungen der ´68er, steht also Gleichgültigkeit für Geltenlassenkönnen und ist sie Indikator einer Ent-Ideologisierung? Oder ist sie Ausdruck und Resultat des „*epistemological turn*“ der feministischen Theorie, der aus der Einsicht in die unhintergehbare Partikularität unserer Weltdeutungen Lehren gezogen hat? Wären dann Polyperspektivität und Vielstimmigkeit die Signaturen eines Post-Feminismus, der der post-modernen Kondition der Gegenwart angemessen ist? Und wäre der Post-Feminismus eine Variante des „Genderismus“ oder ein queeres Projekt des De-Gendering? Wären also die früheren Kontroversen, zum Beispiel die um Gleichheit und Differenz der 1980er Jahre noch an epistemische Rahmungen gebunden gewesen, die durch die großen Erzählungen von Emanzipation und Fortschritt gestiftet wurden? Und ist die Situation heute nicht deutlicher als früher dadurch gekennzeichnet, dass *beide* der großen Lesarten dieser Erzählung, die die Nachkriegszeit ideologisch-politisch strukturierten nicht mehr überzeugen, doch dass es ganz ohne Bezug auf sie oder zumindest auf einige ihrer Elemente auch nicht geht?

Das gilt sowohl für den *liberalen Fortschrittskonstativ* von Moderne als auch für den kapitalismuskritischen oder sonstwie *herrschaftskritischen Fortschrittsimperativ* von Moderne. Im Horizont des liberalen Fortschrittskonstativs gelten die Versprechen der Moderne als – zumindest im Western- überwiegend verwirklicht und Politik besteht wesentlich im Export dieses Erfolgsmodells. Das ideologische und verschleiernde Moment dieses Deutungsmusters, das im *europäischen Identitätsdiskurs* und in der Islamismuskritik derzeit neue Urständ´ feiert, liegt auf der Hand.

Aber auch an den antikapitalistischen und herrschaftskritischen *Fortschrittsimperativ* von Moderne kann nicht ungebrochen angeknüpft werden. Dagegen sprach schon in den 70er Jahren Auschwitz, dagegen spricht das Scheitern der großen sozialistischen Realexperimente gesellschaftlicher Umwälzung, dagegen spricht aber auch die zunehmende Einsicht, dass Fortschritt konstitutiver Teil katastrophaler Entwicklungen war und ist. In diese Gemengelage ist das feministische Emanzipations- und Kritikprojekt auf widersprüchliche Weise verwickelt, verstrickt: ein Kind der *Versprechen* der Moderne, das groß geworden ist und laufen gelernt hat mit und in ihren Schatten.

Bevor ich einige Schlaglichter auf die feministische Konstellation und ihre Veränderung werfe, möchte ich aber wenigstens mit einigen Impressionen darauf verweisen, dass die Frage des *Verlusts des Kontroversen* auch außerhalb des feministischen Kontexts diskutiert wird, obgleich sie im Feminismus spezifische Züge und Rahmenbedingungen hat.

Unübersehbar bewegt zur Zeit die alte Kantische Frage: „Was ist Aufklärung“, „Was ist Kritik“ wieder viele Gemüter und Köpfe. Das zeigt sich an der auffallend hohen Zahl neuerer Publikationen zu diesem Thema. In der Dringlichkeit, sich darüber zu verständigen, äußert sich die Erfahrung sowohl einer tiefgreifenden Verunsicherung als auch einer Neukonstellierung von gesellschaftskritischer Theorie und Praxis.

- 1.) Die Problemlagen selbst sind in Bewegung, Gesellschaftskritik kann heute weniger denn je weder nur als allgemeine Kapitalismuskritik noch als auf je spezifische Herrschaftsformen konzentrierte artikuliert werden. Nach wie vor geht es darum, die historisch spezifischen Vermittlungen des Kapitalismus mit anderen Herrschaftsformen zu bestimmen.

- 2.) Die Einschätzungen der Optionen faktischer politischer Veränderung müssen sich auf veränderte und erweiterte soziogeographische Horizonte beziehen.
- 3.) Die Diskurskonstellationen und Öffentlichkeiten, in denen über all das zu verhandeln wäre sowie die politischen Instanzen, an die gegebenenfalls Forderungen zu adressieren wären, haben sich geändert und *last but not least*
- 4.) ist die *imagined community*, die Kollektivreferenz von Gesellschaftskritik, das Subjekt der Kritik, in Bewegung. (Stichworte: die zunehmende Resonanz der Gesellschaftskritik der Neuen Rechten, Multitude, antiimperialistische globale Linke, Feminismus/ Queerfeminismus).

Die Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von „Erkenntnis und Kritik“ (Devi Dumbadze u.a. 2009) oder von „Empörung und Fortschritt“ (Matthias Iser 2008) (zwei einschlägige Buchtitel), nimmt sehr unterschiedliche Formen an. Sie reicht von Diagnosen eines „neuen Geist des Kapitalismus“ (Boltanski/ Chiapello 2003), der seine Dynamik und Vitalität nicht zuletzt aus der Vereinnahmung von Kritikimpulsen sozialer Bewegungen beziehe, über Vorschläge, „Kritik als soziale Praxis“ (Robin Celikates 2009) doch lieber empirisch zu untersuchen, um auf der Ebene des Alltagshandelns die tatsächlich praktizierten Formen von Kritik und Rechtfertigung ausfindig zu machen, auf deren Potential sich kritischen Theorien beziehen könnten, bis hin zu Versuchen der philosophischen Begründung oder normativen Fundierung der Möglichkeit von Kritik auf der einen (Stahl 2013) und deren expliziter Zurückweisung auf der anderen Seite (dazu immer noch lesenswert: „Der Streit um Differenz“).

Im Zusammenhang der aktuellen Befassung mit der Frage der Kritik ist auch das Thema der „Kontroverse“ auf die Tagesordnung gerückt, als eine Art

*Metaperspektive.* Anscheinend gibt es ein zunehmendes Interesse an der Bedeutung von Kontroversen für die Generierung von Wissen und die Konturierung von Wissensansprüchen.

Im Fach Geschichte wird die „Zeitgeschichte als Streitgeschichte“ rekonstruiert, es wird über die *Kontroversenaffinität* unterschiedlicher Wissenschaftskonzeptionen und –kulturen nachgedacht. In einem Blog auf der Homepage der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) interpretiert der Münchener Soziologe Armin Nassehi die auffallende Abwesenheit von großen Kontroversen als Regressionsphänomen eines Faches, das an gesellschaftlicher Bedeutung verliert. Was dabei Ursache und was Wirkung ist, wird in dem Blog allerdings offen gelassen.

In einem 2007 erschienenen Band der *Zeitschrift für Germanistik* wird die Kontroverse als eigenes *epistemisches Genre* beschrieben und es wird für eine wissenschaftshistorische Kontroversenforschung plädiert. Diese könne, so die Berliner Herausgeber (Ralf Klausnitzer/ Carlos Spoerhase 2007) als „methodologischer Standpunkt rekonstruiert werden, daß Ideen oder Probleme nie für sich bestehen, sondern immer nur als Standortbestimmungen innerhalb umfassender historischer Konfliktkonstellationen auftreten, die selbst institutionell vermittelt sind.“

Anregend fand ich hier die performanztheoretische Akzentuierung im Blick auf Kontroverse. Zur Konstitution einer Kontroverse reicht es demnach nicht aus, dass Wissensansprüche voneinander abweichen. Sie müssten auch auf einen gemeinsamen Gegenstand beziehbar sein und müssten darüber hinaus als problematisch, d.h. kontroversewürdig wahrgenommen und beschrieben werden.

Dieser Prozess des *Kontroverswerdens* ist einer des *Kontroversmachens*



Und die Beschreibung einer Situation als kontrovers ist ein wichtiger Schritt der *Kontroversenkonstitution*. Um Kontroversen zu konstituieren müssen die in einem Feld vorhandenen Dissense wahrgenommen, aktualisiert und öffentlich zur Sprache gebracht werden.

Ein weiterer Gesichtspunkt wird von Klausnitzer und Spoerhase genannt, der für die Untersuchung der feministischen Konstellation von Bedeutung ist:

„Kontroversen in Diskursen, die an die Diskursteilnehmer *keine Konsenserfordernisse* stellen, sind grundsätzlich unproblematischer als in Diskursen, die unter Konsensdruck stehen.“

Überträgt man das auf das Feld des Feminismus, so stößt man wieder auf die aporetische Struktur feministischer Kritik als Rahmenbedingung. Einen Großkonsens zu erwarten war schon immer illusionär und wäre es auch heute, gleichwohl *bedarf* es aber eines geteilten Grundverständnisses über kritikwürdige Problemlagen und darüber, um was und wohin es gehen soll.

Im Weiteren werde ich wesentliche Züge der aktuellen Kritikkonstellation im geschlechterpolitischen Feld umreißen um sie dann ausblickend noch einmal auf die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Kontroversen *im* Feminismus zu beziehen.

In ihrer Einleitung zu ihrem Quellenband zur neuen Frauenbewegung in Deutschland verwendet Ilse Lenz (2008) die Metapher vom „magischen Viereck“, die trotz einer gewissen Statik und Westlastigkeit geeignet ist zur Beschreibung der feministischen Konstellation in den Hochzeiten der Frauenbewegung zwischen den siebziger und neunziger Jahren. Damit bezeichnet sie die Vernetzungen zwischen Frauenbewegungen, Frauenforschung, Einrichtungen der Frauenförderung bzw. Gleichstellung und

der frauenpolitischen Netzwerke in Gewerkschaften, Verbänden und Parteien. Es gibt zwar keinen Anlaß für eine nostalgische Verklärung, aber zweifellos gab es zwischen den verschiedenen Sektoren oder besser Netzwerken dieses „Vierecks“ zahllose Verbindungen, viel Austausch, Inspiration und Reibung. Darin bestand seine *Magie*.

Die Wirksamkeit und Sichtbarkeit frauenbewegter *Gegenöffentlichkeiten* beruhte auf dem hohen Maß an Kontakten und wechselseitiger Aufmerksamkeit zwischen Akteurinnen in den unterschiedlichen Praxisfeldern. Verbreitet war das „going between“ oder die personelle Fluktuation zwischen den Feldern. Das „going between“ war teilweise politisch motiviert („doppelte Militanz“), es wurde aber im Lauf der Zeit auch zum gängigen Merkmal von Berufsbiographien.

Wenngleich es in diesem Austausch immer auch Auseinandersetzungen gab – ich erinnere an die Debatten zwischen sogenannten „autonomen“ und „Institutionenfrauen“, „Theoretikerinnen“ und „Praktikerinnen“ -, so wurden diese doch bis in die neunziger Jahre hinein in tendenziell Fächer- und Praxisfelder übergreifenden Räumen verhandelt. Sie wurden auf großen eventförmigen Treffen und Kongressen thematisiert, an denen Wissenschaftlerinnen, frauenpolitisch Engagierte und Gleichstellungsbeauftragte teilnahmen, sie wurden in Tagungsberichten verbreitet und in Artikeln in den unterschiedlichsten Infoblättern und Journalen kommentiert. Wissenschaftliche Texte wurden durch Vorträge und Lesegruppen in Einrichtungen der autonomen Frauenbewegung gestreut, oder in Infoblättern von Frauenbuchläden besprochen, in Archiven aufbereitet etc.

Getragen wurde dieses transversale und dynamische Netzwerk von einem Moment der oft latent bleibenden, aber immer wieder *aktivierbaren* Kohäsion,

das bei aller Unterschiedlichkeit der Auffassungen im Einzelnen auf einem gemeinsamen *Impetus* beruht: der Kritik aller Verhältnisse, in denen *Frauen* herabgesetzt, benutzt und in ihren Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten beschnitten werden.

Im theoretischen Diskurs äußert sich das kohäsive Moment des Feminismus nicht zuletzt in einer Bereitschaft, schließlich auch einer Fähigkeit, zur entschiedenen Reflexion der eigenen politischen und epistemischen Grundlagen. Und Grundlagenkritik war von Anfang an unumgänglich. Im Laufe der Jahre wurde die Auseinandersetzung mit der Frage „Wer ist „Wir“?“, „was sind die Probleme?“ und „wo soll es politisch hingehen?“, denn auch zu der zentralen Arena, in der nichts weniger als die Zukunftsfähigkeit des Feminismus als Emanzipationsprojekt verhandelt wurde.

Vor allem die marginalisierten Stimmen feministischer Minderheiten waren es, die Machtdisparitäten und Ungleichheit unter Frauen zunehmend wirksam auf die Agenda gebracht haben. Dabei geriet der universelle Impetus im „Wir“ der Frauenbewegung mitsamt der in diesem Horizont artikulierten Kritik zu Recht unter Herrschaftsverdacht und in die Defensive. Bis heute gibt es aber eine Kluft zwischen dem verbreiteten theoretischen Bewußtsein und der Kenntnis dieser Kritiken und den praktisch daraus gezogenen und ziehbaren Konsequenzen. Das läßt sich auch an der *personellen Besetzung* der jeweiligen Kritikfelder ablesen, in der nach wie vor eine Arbeitsteilung nach „Betroffenheit“ verbreitet ist. Ungeachtet dieser Ungleichzeitigkeiten im Feld feministischer Grundlagenkritik scheint mir jedoch, dass heute, in Zeiten der Globalisierung und Transnationalisierung, die in Verruf geratene universelle Dimension dieses Projekts von Herrschaftskritik und Gerechtigkeit als auf neue Weise relevant gewordene, und damit neu zu begründende oder zumindest neu zu *reflektierende* auf die Tagesordnung rückt.

Gegenwärtig sehen das feministische „Wir“ und die Sektoren des „magischen Vierecks“ anders aus als in den 1980er Jahren. In den drei *institutionennahen Sektoren des Vierecks* (Frauen- und Geschlechterforschung, Gleichstellung, Frauen- und Geschlechter- sowie Antidiskriminierungspolitik) fallen Formen zunehmender Professionalisierung und Spezialisierung auf. Sie sind Begleiterscheinungen institutioneller Konsolidierung und insofern auch Indikatoren von *Erfolgen* feministischer Kritik und Politik. Dies gilt auf nationaler Ebene wie, allerdings mit erheblicher Variationsbreite, für den europäischen Raum.

Aber auch der aus meiner Sicht größte Verlust, das spürbare Schwinden *feldübergreifender* Reflexionsräume und Medien, resultiert zumindest teilweise aus solchen Erfolgen. Die Zentrifugalkäfte und die Zerstreuung haben zugenommen. Der breite kulturelle Resonanzboden, wie er durch die autonomen Organisationsformen der Frauenbewegung gegeben war, hat sich offenkundig verändert, er scheint geschwächt zu sein: jedenfalls gemessen an der Zahl der seit dem Ende der neunziger Jahre eingegangenen und geschlossenen Frauenbuchläden, Frauenzentren, Feministischen Zeitschriften und infoblättern.

In der Einschätzung dieses Sachverhalts bin ich mir aber nicht ganz sicher, weil man diese Veränderungen empirisch-systematisch ins Verhältnis setzen müsste zur kulturellen Verbreitung feministischen Gedankenguts und der Rolle der neuen Kommunikationsmöglichkeiten, wie sie mit dem Internet und den *Social Media* gegeben sind. Neue Formen der Vernetzung und der öffentlichen Aktion wären hier ebenfalls zu berücksichtigen, ich denke hier etwa an die *Lady-Feste*, an Aktionen von *Femen* oder die Internetaktion: „Warum wir den Feminismus brauchen!“ und andere Initiativen. Ich fand es in diesem Zusammenhang sehr

interessant zu sehen, wie neuerdings der 8. März wieder an vielen Orten zum Anlaß genommen wurde, feministische Präsenz zu zeigen. (Beispiel Linz 2014: Papergirl-Aktion der Gruppe „*Feminismus und Krawall*“ und eine von Migrant\_innen/ Künstler\_innen gestaltete blasphemische Prozession).

Gleichwohl scheint mir ein Rückgang feldübergreifender *Reflexionsräume* und Medien, in denen soetwas wie konturierte, verbindende und orientierende Kontroversen angestachelt und ausgetragen werden könnten, unübersehbar.

Pointiert hat Angelika Wetterer auf die unter Bedingungen institutioneller Differenzierung unvermeidlichen arbeitsteiligen Spezialisierungen in der Produktion von Geschlechterwissen hingewiesen und auf die Gefahr, die darin liegt, dass die unterschiedlichen Provinzen der Genderei sich gegeneinander abschotten und „fremdsprachig“ füreinander werden könnten (Wetterer 2008).

Sie spricht von Prozessen der „Verinselung“ im Geschlechterfeld. Es sind institutionelle Inseln mit spezifischen Handlungsanforderungen, aber auch neu entstehende Inseln theoretisch-politischer Ansätze (z.B. Judith/ Jack Halberstams „Gaga-Feminismus“) und Archipele auf denen elaborierte Spezialsprachen gesprochen werden, die selbst hauptamtliche Theoriarbeiterinnen und –vermittlerinnen an Grenzen stoßen lassen.

Zunehmend bin ich unsicher, inwieweit das kohäsive Moment, das den produktiven Widerstreit und Abarbeitungsprozesse bisher ermöglicht hat, noch trägt und ich frage mich, ob die zentrifugalen Kräfte und die Komplexitäten eines inzwischen sowohl ebenso ausgedehnten wie ausdifferenzierten Feldes heute eher Indifferenz oder allenfalls Irritation durch Befremdung als produktive Reibung bewirken.

Hat vielleicht die Systemtheorie doch Recht, die die *institutionalisierte Indifferenz*, die Gleichgültigkeit zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Subsystemen, geradezu als das Wesensmerkmal und Komplexität freisetzende Moment von Differenzierungsprozessen in der Moderne begreift? Wäre dann die Abwesenheit der Kontroverse und die Nichtartikulation oder Skandalisierung von Dissens Zeichen für erfolgreich-nachholende Differenzierung durch Professionalisierung?

Dann wäre sie zugleich auch Zeichen der Erosion eines Feldes früheren *Mangels* an Differenzierung und die vielbeschriebene Situierung des feministischen Kritikprojekts zwischen den Stühlen wäre Geschichte: Zwischen den Stühlen von Wissenschaft und Politik, am Rande und zwischen den Stühlen von Disziplinen und Theorieströmungen. Dass das Wort „Feminismus“ in den akademisch, gleichstellungs- und parteipolitisch eingehegten Sparten der Genderei inzwischen allenfalls noch zum Vokabular der Erinnerungskultur gehörte, nicht aber mehr zur Beschreibung der Gegenwart und des eigenen Einsatzes der Kritik und der eigenen Praxis, läge dann in der Konsequenz dieser Entwicklung.

Mir selbst geht es so, dass ich mir ziemlich sicher bin, dass trotz aller Veränderungen die Relevanz feministischer Gesellschafts- und Wissenschaftskritik nicht geringer ist als vor dreißig Jahren, eher im Gegenteil: Sie wächst – aber unter veränderten Rahmenbedingungen. Gleichzeitig beschleicht mich Skepsis beim Blick auf die Zerfaserungen des Feldes und der damit einhergehenden Ent- und Befremdungen.

Zwischen der Gewißheit und der Skepsis liegt eine Kluft, deren Klammer ich noch nicht finde. Deswegen hätte ich gerne klärende Kontroversen.

Aber vielleicht zählt diese Form ja selbst zu einem Rahmen, den es nicht mehr gibt, weil der Bezug auf ein „Wir“, soll er nicht völlig imaginär sein, faktisch die Praxen und Personen in allen Sektoren des magischen Vierecks irgendwie einbeziehen müsste. Und hier liegt Zündstoff.

Wie kann es sein und woran liegt es, dass zunehmend auch von Insider\_innen zu hören ist, aus der Genderforschung sei die „Luft raus“? So zum Beispiel die Medienwissenschaftlerin Marie-Luise Angerer (2008). Wird Geschlechterforschung zum „Business as Usual?“ (Collins 2007), das sich darauf konzentrieren sollte, nützliche Gender- und Diversity-Expertise für das Gender- und Diversity-Management zur Verfügung zu stellen? Wie aber kann die „Luft raus“ sein, angesichts des Anwachsens gesellschaftlicher Spaltungen, die auch die Geschlechterverhältnisse auf durchaus widersprüchliche Weise betreffen. Wie kann „die Luft raus“ sein angesichts der machtvollen biologischen Neu-Begründung von Geschlechterdifferenz durch die Lebenswissenschaften und deren popularisierender Verbreitung, in der leidige Klischees revitalisiert werden?

Wie kann „die Luft raus“ sein, wenn auf der einen Seite durch feministisch inspirierte Politik ein bestimmter „Rahmen des Sagbaren“ (Butler) erfolgreich so verändert worden ist, dass es in Europa, aber auch in anderen Teilen der Welt, schwerer geworden ist als früher, *gegen* den Anspruch auf Gleichberechtigung von Frauen aufzutreten, gleichzeitig aber die Effekte dieses Erfolgs als „rhetorische Modernisierung“ (Wetterer 2003) es erschweren, die sich verschärfenden und zugleich verändernden Formen von Ungleichheit und Herrschaft überhaupt noch zu thematisieren? Und wenn gleichzeitig das, was erreicht und in institutionellen Formen und Prozederes verankert wurde, von vielen als Bedrohung eigener Freiheit empfunden oder als Bedrohung *inszeniert* wird?

Die selbst in den wohlhabenden Ländern des Nordens und Westens registrierbaren Diskrepanzen zwischen Gleichstellungsrhetorik und faktischer Durchsetzung gleicher Lebens- und Anerkennungschancen lassen sich nicht mehr im Sinne eines „Noch nicht“ interpretieren, zu dessen Korrektur das „weiter machen, weiter so“ ausreichen könnte. Heute gilt es, entschiedener der Möglichkeit nachzugehen, dass unter bestimmten Bedingungen *alle* der einmal aufklärerisch und emanzipatorisch konnotierten Werte wie Vernunft, Freiheit, Individualismus, auch Gleichheit, in ihr Gegenteil umschlagen und pervertieren können. Dann geht es darum zu klären, warum und wie das geschieht. Wie und warum kann Rationalität in Irrationalität umschlagen, wie kann aus Freiheit Heteronomie werden, wie kann der Bezug auf Differenz, Identität und Anerkennung zum herrschaftsförmigen Dispositiv der Entnennung und wie kann die Emanzipation des Individuums zum ideologischen Deckbild werden im Sinne von Adornos Feststellung: „Je mehr die Menschen von dem Gesamtsystem abhängig sind, je weniger sie darüber vermögen, desto mehr wird ihnen absichtlich und unabsichtlich eingebläut, es käme nur auf sie an.“ (Adorno 1977/10:2: 722) Und was haben feministische Kritik, Gender-, Diversity- und Queer Theory, aber auch Frauen- und Gleichstellungspolitik *selbst* dazu beigetragen, dass es sich heute so darstellt?

Diese Art von Fragen würde ich gerne stark machen im Sinne einer Kontroverse um den gegenwärtigen Zustand und die künftigen Konturen dessen, was im deutschsprachigen und europäischen Kontext feministische Kritik heißen kann.

In der Einschätzung feministischer Praxis gibt es regelrechte Sollbruchstellen: So etwa das Spannungsverhältnis zwischen Feministinnen, die auf *Gerechtigkeit* oder *Gleichstellung* von Frauen und Männern insistieren und in Institutionen und Organisationen in diesem Sinne harte Bretter bohren, um das wenige Erreichte



zu sichern auf der einen, und jenen Feminist\_innen, die sich gerade die *Freiheit* von zu viel staatlicher Regierung auf die Fahnen geschrieben haben. Für manche derer, die sich positiv auf Foucaults individual-ethisch angelegtes Diktum beziehen "Nicht dermaßen regiert werden zu wollen", hat Gleichstellungspolitik inzwischen selbst die Form einer bürokratischen Regulierung angenommen. Diese Form feministischer Selbstkritik rückt, wenn sie ihre eigene Geltungsgrenzen und Geltungskontexte nicht reflektiert, in eine irritierende Nähe zu Einschätzungen etwa aus der *Alternative für Deutschland* (AfD), die genau das kritisiert: den Genderismus als bürokratische Regulierung, und die für sich reklamiert: nicht dermaßen, nicht von denen da unter diesen Bedingungen regiert werden zu wollen.

Feministische Kritik von Geschlechterverhältnissen ist auch nur begrenzt kompatibel mit manchen Auslegungen der *Queer Theory*. Wie kann man die epistemische und normalisierende Gewalt von Gender-Regimen in Rechnung stellen, ohne von einem vermutlich illusionären und politisch nicht konsensfähigen *de-gendern* von Kultur und Gesellschaft als Telos feministischer Kritik ausgehen zu müssen?

Ich komme zum Schluß:

In dem literaturwissenschaftlichen Band zum Thema „Kontroverse“, den ich eingangs erwähnt hatte, waren zwei Bedingungen genannt worden, die zentral sein sollen für die Konstitution von Kontroversen. Bedingung A. waren die Konsenserfordernisse in Bezug auf einen gemeinsamen Gegenstandsbereich der Kritik; Bedingung B war, dass abweichende Wissensansprüche als problematisch und damit als kontroverse*würdig* wahrgenommen und performiert werden müssen.

Ich denke, dass es im Feld feministischer Kritik gegenwärtig erhebliches *Potential* für Kontroverse gibt, dass die *Wahrnehmung* der *Kontroversewürdigkeit* bestimmter Fragen im Moment aber eher unterschwellig bleibt und (noch) nicht in einer kontroversefähigen Weise artikuliert wird.

Während frühere Kontroversen unter den Bedingungen geringerer Spezialisierung und hoher Vernetzung stattfanden und sich weitgehend aus den Aporien des feministischen Wir speisten, müssen heute Kontroversen geradezu *errungen* werden, so mein Eindruck, gegen einen Pluralismus der Gleichgültigkeit und unter den Bedingungen einer sich verdichtenden Zeitökonomie, die alle atemlos werden läßt.

Zwar wird man hinter die mit Institutionalisierungsprozessen einhergehenden Spezialisierungen nicht zurückgehen können, sie gehören ja auch zu den Bedingung der Möglichkeit der Fortexistenz des Feldes. Und dennoch müßte das *going-between*, das *reading-between* oder *listening-between*, das Übersetzen zwischen den Inseln stärker aktiviert werden, um produktive Übersetzungsprozesse in Gang bringen zu können. Kontroversen müssten errungen werden gegen den Widerstand der arbeitsteiligen Indifferenz, gegen den Widerstand der spezialisierten Selbstgenügsamkeiten und der identitären Zentrierungen um jeweils unterschiedliche Nabel der Welt.

Dieses Problem wird von Hito Steyerl auf einen besonders kontroverse-*würdigen* Punkt gebracht, wenn sie sagt, dass die identitär fundierten Politiken der Differenz mit ihrer spezifischen Ordnung des Sagbaren eine *Sprachlosigkeit* hervorgebracht hätten, in der eines besonders unsagbar geworden sei: Die Solidarität jenseits von Identität: „Es ist, als beruhe die herrschende Ordnung nicht mehr auf dem Ausschluß der Anderen, sondern auf der radikalen Verleugnung ihrer möglichen Gleichheit. Und auch wenn die Forderung nach

Gleichheit noch so deutlich artikuliert wird, verhallt sie in einer Hegemonie, die Diversität zur imperialen Machttechnik verfeinert hat.“ (Steyerl 2008: 14)

Es ist die Solidarität als solche, so Steyerl, die subaltern geworden sei, da es keine Sprache mehr gebe, in der sie vernehmbar artikuliert werden könne. Paradoxien wie diese, und die Reihe ließe sich problemlos ergänzen, zeigen an, wie nötig die Kontroversen sind, und wie nötig feministische Kritik nach wie vor ist.

Aber sie ist heute nicht mehr nur nötig als theoretische und praktische Kritik überkommener patriarchaler oder androzentrischer Ordnungen und deren Reartikulation, sondern auch als Analyse der Interferenzen zwischen Geschlechterverhältnissen und anderen Relationen von Macht, Herrschaft, Ungleichheit, Differenz und Normalisierung unter weltgesellschaftlichen Bedingungen und *last but not least* ist sie in einer selbstreflexiven Wendung überlebenotwendig als *Kritik des erfolgreichen Scheiterns feministischer Kritik*.

Feministische Kritik kann aus meiner Sicht nur als Zaunreiterei begründet werden: als reflexive Zaunreiterei zwischen den Perspektiven auf Gleichheit und Freiheit, auf Solidarität, Differenz, Identität und Dekonstruktion; als Übersetzung zwischen den unterschiedlichen institutionellen Feldern und ihren je spezifischen Anforderungen.

Da feministische Kritik nicht mehr überwiegend von „draußen“ kommt, als Proteststimme von Exkludierten, ist sie auf dem Gang durch die Institutionen auch eingemeindet, verändert und paradoxerweise gerade dadurch breitenwirksam geworden. Das heißt: Wir reiten inzwischen auf Zäunen, die wir selber umgestellt haben und weiterhin umstellen müssen.

Zaunreiterei heißt schließlich auch, eine Verantwortung für die *Art der Erzählungen* zu übernehmen, die *über* feministische Kritik in Umlauf gebracht werden.

Auch in feministischen Texten wird immer häufiger auf Eve Chiapellos Unterscheidung einer gleichheits- und gerechtigkeitsorientierten Form der *Sozialkritik* und einer identitäts-, authentizitäts- und freiheitsorientierten Form, die sie „*Künstlerkritik*“ nennt, aufgegriffen. Nicht selten wird sie zeitdiagnostisch auf eine temporale Achse projiziert, so bei Nancy Fraser, die nahelegt, dass der eine Typus von Kritik den anderen abgelöst oder überlagert habe. Die darin schon konzeptionell zumindest der Tendenz nach angelegte Reduktion feministischer Kritik auf Identitätspolitik, die auch in neueren Publikationen verbreitet wird, halte ich nicht nur für Kontroverse *würdig*, sondern für falsch und daher *kritikbedürftig*.

Vielleicht befinden wir uns im Moment noch in der Phase eines Übergangs, aber ich denke, dass das Ungenügen am *status quo* feministischer Kritik dabei ist, sich zu formieren. Dass daraus eine echte Kontroverse werden kann, ein *zugewandter* Widerstreit als Lernprozeß, dafür sind alle in der Pflicht, die dieses Feld der Gesellschaftskritik tragen, die es verteidigen und zukunftsfähig machen wollen.

#### Literatur:

Adorno, Theodor W. (1977): Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit? In: GS 10.2 Kulturkritik und Gesellschaft II, GS 10.2: 555-573. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Angerer, Marie-Luise/ Christiane König (Hg.): Gender goes Life. Die Lebenswissenschaften als Herausforderung für die Gender Studies. Bielefeld: transcript.

Boltanski, Luc/ Eve Chiapello (2003): Der neue Geist des Kapitalismus Konstanz: UVK.

Celikates, Robin (2009): Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Collins, Patricia Hill (2007): Pushing the Boundaries or Business as Usual? Racem Class, and Gender Studies and Sociological Inquiry, In: Craig Calhoun (ed.): Sociology in America. A History. Chicago/London 572-605.

Dumbadze, Devi/ Johannes Geffers/ Jan Haut/ Arne Klöpper/ Vanessa Lux/ Irene Pimminger (2009): Erkenntnis und Kritik. Zeitgenössische Positionen. Bielefeld: transcript.

Holland-Cuntz, B. (1994): Soziales Subjekt Natur. Natur- und Geschlechterverhältnis in emanzipatorischen politischen Theorien. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Iser, Mattias (2008): Empörung und Fortschritt. Grundlagen einer kritischen Theorie der Gesellschaft. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Klausnitzer, Ralf/ Carlos Spoerhase (Hg.) (2007): Kontroversen in der Literaturtheorie/ Literaturtheorie in der Kontroverse. Zeitschrift für Germanistik, Band 19. Bern: Peter Lang.

Lenz, Ilse (Hrsg.) (2008): Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. Wiesbaden: VS Verlag.

Nowotny, Helga (1975): Controversies in Science: Remarks on the Different Modes of Production of Knowledge and Their Use.“ In: Zeitschrift für Soziologie 4 /1975

Stahl, Titus (2014): Immanente Kritik. Elemente einer Theorie sozialer Praktiken. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Steyerl, H. (2008): Die Gegenwart der Subalternen. In: Spivak, G.C.: Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Mit einer Einleitung von Hito Steyerl. Wien: Verlag Turia + Kant, S. 7-16.

Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen, in: Knapp, Gudrun-Axeli/Angelika Wetterer (Hrsg.) (2003): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot Knapp /Wetterer: 286-320.

Wetterer, Angelika (2013): Das erfolgreiche Scheitern feministischer Kritik. Rhetorische Modernisierung, symbolische Gewalt und die Reproduktion männlicher Herrschaft, in: Appelt, Erna/ Brigitte Aulenbacher/ Angelika Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 246-267.